



# Andrea Eitel

## Die Tagesansicht

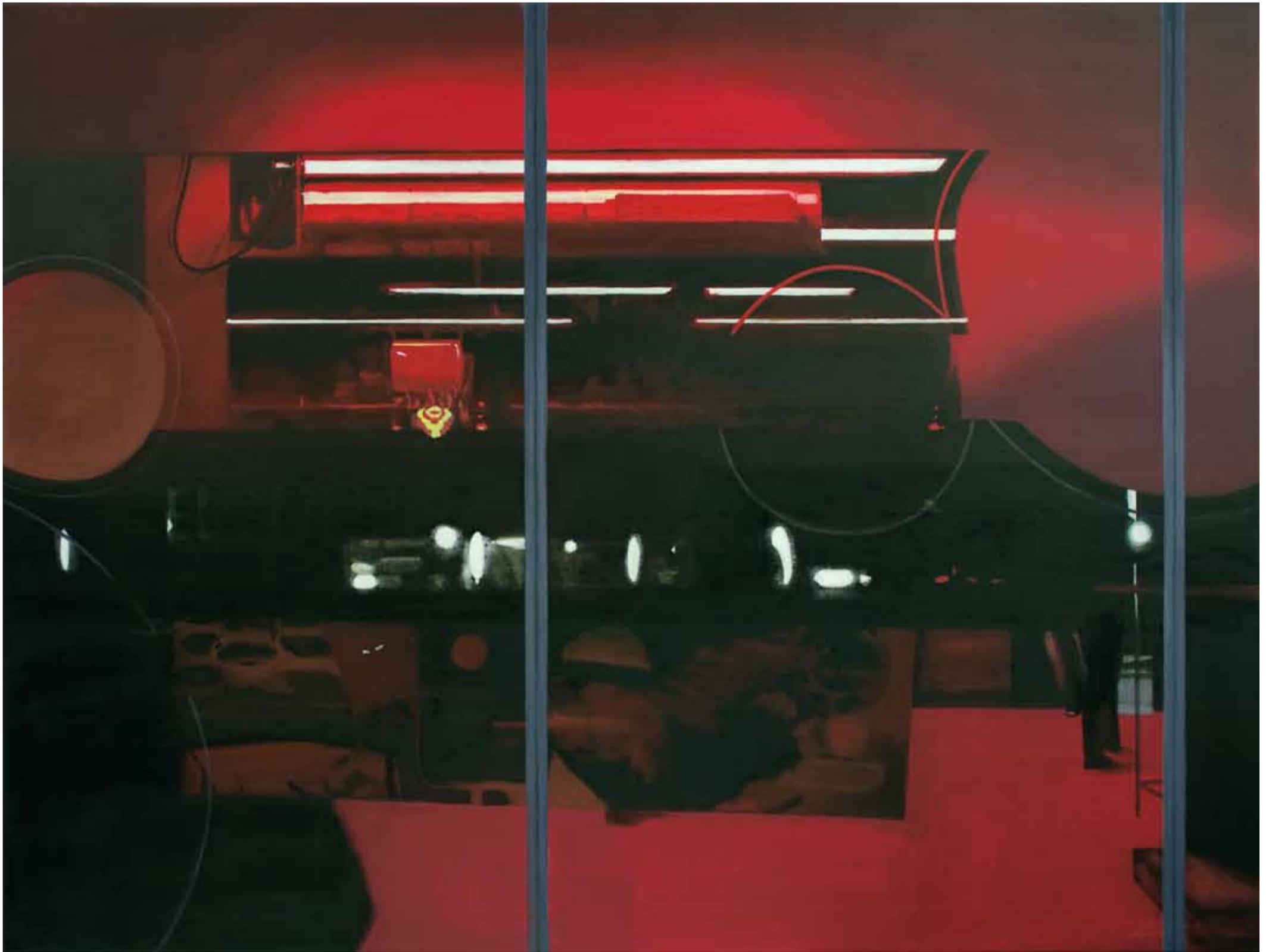




# gegenüber der Nachtansicht

„Was wir der Welt um uns abzusehen, abzuhören meinen, es ist alles nur unser innerer Schein, eine Illusion, die man sich loben kann; bleibt aber eine Illusion. Licht und Ton in der äußeren, von mechanischen Gesetzen und Kräften beherrschten, zum Bewusstsein noch nicht durchgedrungenen Welt über die organischen Geschöpfe hinaus sind nur blinde stumme Wellenzüge, die von mehr oder weniger erschütterten materiellen Punkten aus den Äther und die Luft durchkreuzen, und erst, wenn sie an den Eiweißknäuel unsres Gehirns antreffen, sich durch den spiritistischen Zauber dieses Mediums in leuchtende tönende Schwingungen umsetzen.“  
Gustav Theodor Fechner





# Der Lamplighter

Mit der Straßenbeleuchtung begann die heroische Zeit des Lichts. Es war den Menschen zuvor gelungen, der Natur einen Raum für ihre Stadt abzutrotzen, aber wer nach Einbruch der Dunkelheit draußen unterwegs war, der musste befürchten, dass das Gesetz der Natur dort noch immer herrschte, und der Stärkere das Recht hatte, alle Beute



aufzufressen, die ihm innerhalb seines Terrains in den Rachen lief. Das Licht machte die Straßen nicht wirklich sicherer, aber es zwang das Verbrechen zu neuer Organisation, wodurch es Teil der Zivilisation wurde und damit der eigenen Welt. Gegen die Natur.

Das geeignete Heldenbild gab die Figur des Lamplighters ab, der den öffentlichen Raum aus der Dunkelheit zurückgewann und den Lebensraum vor den dunklen Elementen der Gesellschaft schützte. Eine solche Figur musste natürlich auch eine gute Seele sein, sentimentale Romane, in denen er arme kleine Mädchen rettete, wurden über ihn geschrieben: „Nur eine einzige Sache machte Gerty Freude. Jede Nacht lag sie auf der

Lauer und wartete, bis der alte Mann kam, der die Straßenlampe vor dem Haus anzündete, und bewunderte seine helle Fackel, die im Wind flackerte.“

Gerne wird der Lamplighter dann auch wie ein Mantel-und-Degenheld der Flamme dargestellt. „Er kletterte seine Leiter hoch, zündete ganz leicht und schnell die Lampe an und die ganze Umgebung erschien plötzlich in heiterem Licht.“

Charles Dickens beschrieb das Phänomen so: „Lamplighter sind ein einfaches und seltsames Volk. Sie halten sich streng an die alten Bräuche und Rituale, die vom Vater auf den Sohn übergehen, seit die erste öffentliche Laterne draußen in der Stadt angezündet wurde. Sie heiraten untereinander und verloben ihre Kinder in den ersten Lebensjahren, sie verstoßen nie gegen die Gesetze des Landes (wer hat schon je von einem Laternenanzünder als Mörder oder Einbrecher gehört), kurz gesagt sind sie eine hochmoralische Bevölkerungsgruppe, und ein wichtiger Artikel in ihrem Glauben erzählt, wie die erste zarte Blüte der Zivilisation im ersten Straßenlicht aufschien, das auf Kosten des Bürgers gezündet wurde. Ihre eigene Existenz und ihr gutes Ansehen in der Bevölkerung führen sie bis auf die heidnische Mythologie zurück, und die Geschichte von Prometheus ist für sie eine hübsch ausgedachte Fabel, hinter der sich ein Lamplighter als wirklicher Held versteckt.“

Heute zündet sich das Licht ferngesteuert von alleine an. Aber auch die Ziele sind anders gesteckt und in mancher Hinsicht weniger ambitioniert. Die Statistik sagt,







dass bessere Beleuchtung tatsächlich die Verbrechensrate eher steigen lässt (allerdings vielleicht auch, weil gut beleuchtete Plätze stärker frequentiert werden). Es geht also nicht darum, den städtischen Raum ins öffentliche Leben zurückzuholen; vielmehr soll das Licht gemeinsam mit den Augen der vielen Überwachungskameras für eine Konservierung des Stadtraums sorgen. Diese Orte sollen unbeschädigt durch die Nacht kommen, da sie außerhalb der Ladenschlusszeiten keine Funktion erfüllen.

Der Mensch sucht nach Möglichkeit eine vertraute Umgebung, eine zweite Haut. Eine meiner frühesten Kindheitserinnerungen ist der Blick aus dem Rückfenster unseres Autos auf die nächtliche Straße. Ich bin eben aufgewacht und noch benommen, wir sind im Niemandsland zwischen zwei Familienorten unseres Lebensraums, aber das staubig orange Licht der vorüberziehenden Straßenlampen macht mich neugierig auf die übrige Welt.

Denn später muss jeder von uns ganz allein und privat das tun, was der Lamplighter einst für uns tat: den Raum, das Licht erobern. Meist ist dieser Vorgang Teil der Erwachsenwerdung, und es handelt sich um keine leichte Aufgabe: Hier entscheidet sich bereits, welcher Teil der Welt dem Individuum am Ende zur Verfügung stehen wird. Welche Anteile an Reiz und Furcht das Geheimnis für uns haben kann, wenn wir uns vorstellen, dass die Bewohner des unbekannteren, zu erobernden Orts in einer Art selbstverklärendem Licht leben könnten. Während wir uns im gut abgeschirmten Reservat der Heizstrahler wärmen.

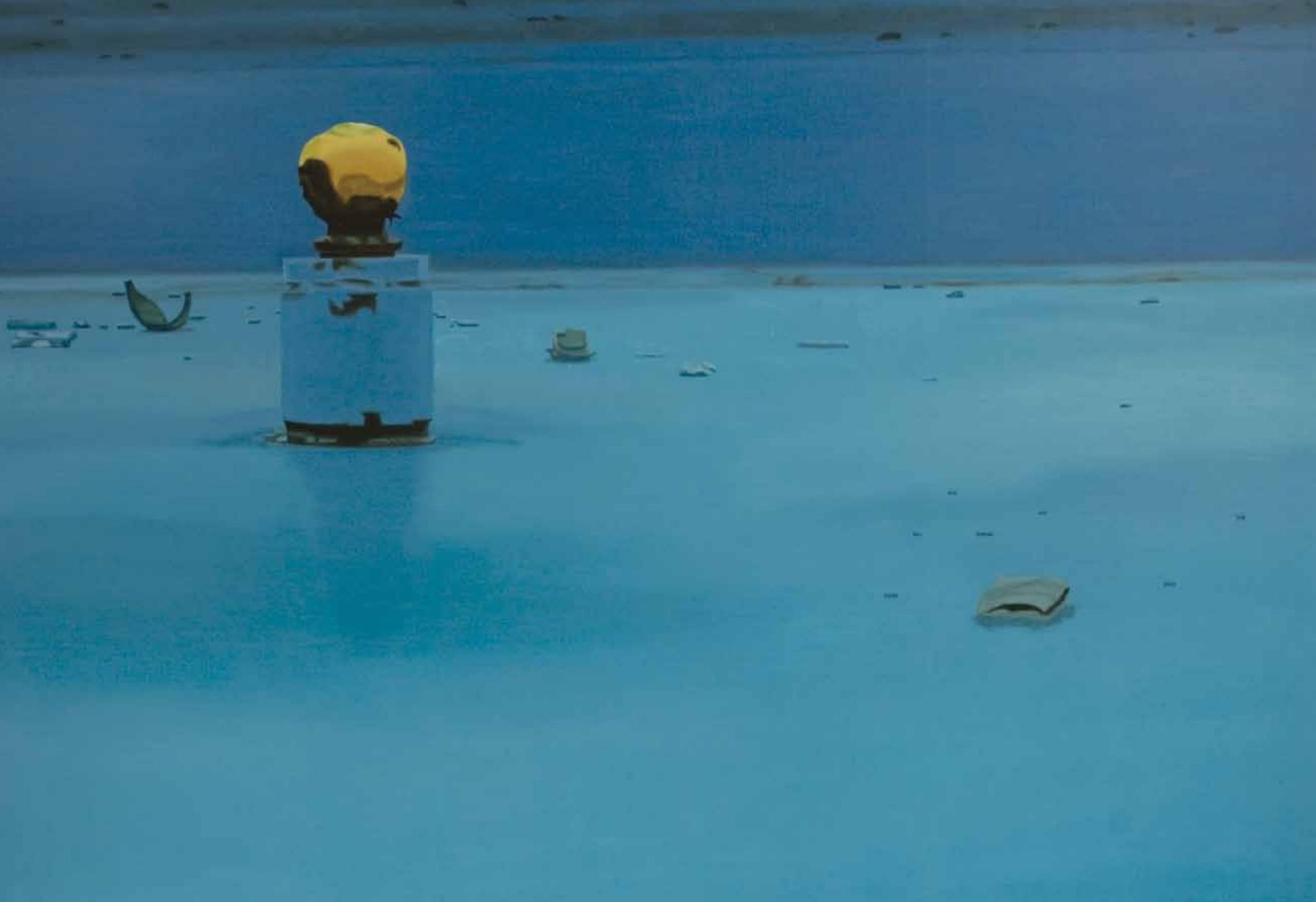
Und draußen jenseits der wärmenden Lampen? Kein Lebensraum ist dermaßen wider die Natur, dass es nicht Wesen gäbe, die sich in ihm einrichten könnten. Ein schneller Blick in die Schaufenster verrät bereits, wie die Gegenstände hier ihr eigenes Leben führen. Gustav Theodor Fechner entdeckte das Seelenleben der Pflanzen, das er aus einer Seerose herleitete, die mit allen Fasern



ihres Seins dafür geschaffen schien, auf dem Wasser zu treiben und die Strahlen der Sonne zu trinken. Die Porzellanente in der Verkaufsdeko oder der faltstuhl im Treppenhaus verraten dasselbe: ein Seelenleben der Dinge, ausgerichtet auf den höheren Zweck, der über die reine Funktion hinweg in Bedeutung aufblüht.









„Für die gegenwärtige Welt ist es nicht not, erst noch nach Gründen der Nachtansicht zu fragen; sie besteht, weil sie so lange bestanden hat. Wir gleichen heutzutage jenen Käferarten, die von jeher in finsternen Höhlen lebten, deren Vorfahren schon darin lebten; sie haben keine Augen mehr für das Licht; mag es hinzudringen, sie sehen nichts davon, und sähen sie einen Schein, er führte sie nur irre.“  
Gustav Theodor Fechner





# Die Unterwelt

Die allererste Unterwelt ist ein geografisch wie inhaltlich schwer zu bestimmender Platz. Himmel und Erde wollen erst noch geschaffen werden, als ein Trupp aufrührerischer Engel gegen Gott rebelliert, dabei aber vernichtend von dessen Gefolgschaft geschlagen wird. (Im Grunde geht es den Umstürzern



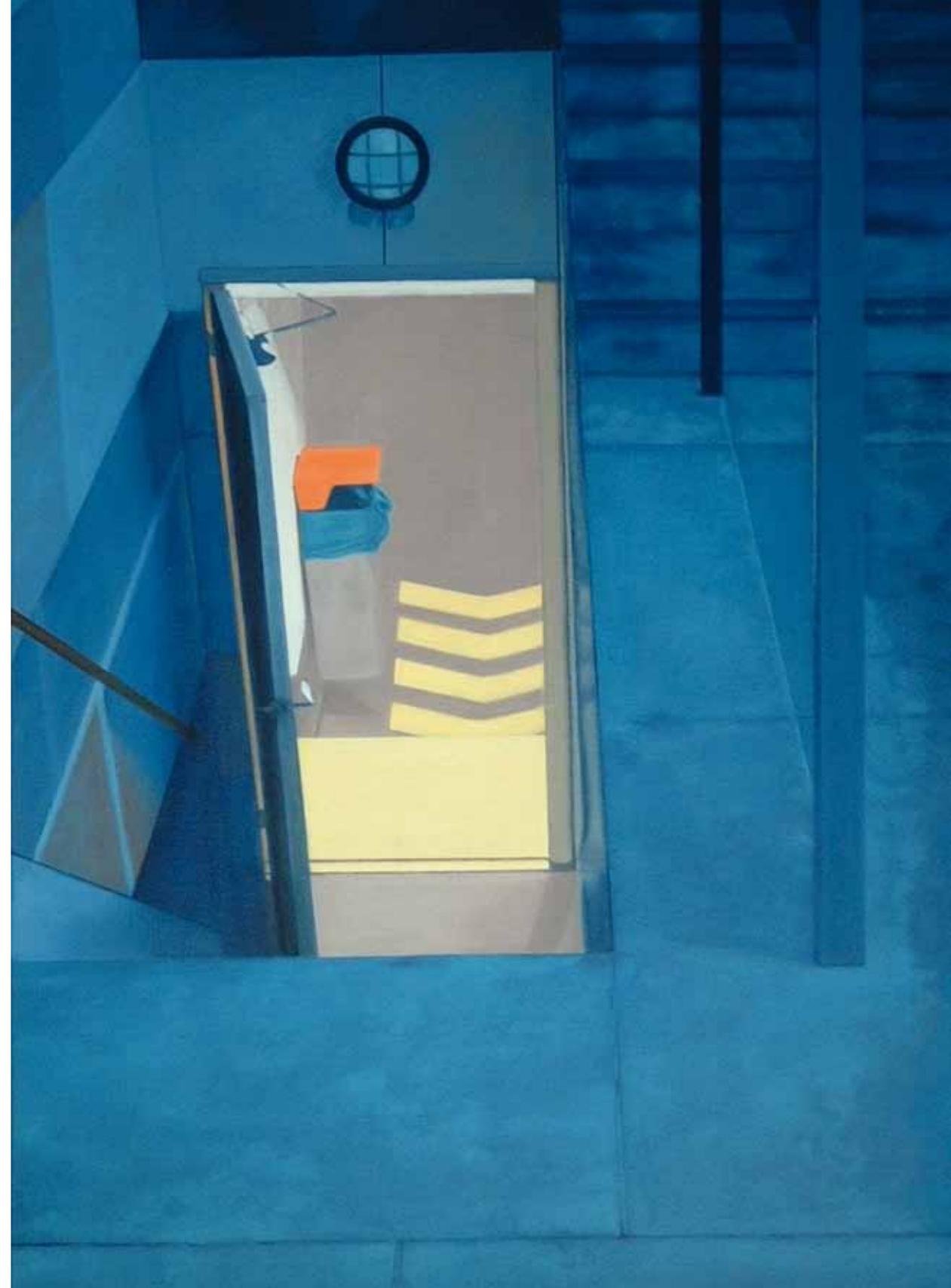
um Demokratie, was wie immer nicht bedeuten soll, das Volk genau zu repräsentieren, sondern einfach nur seinen Einbezug in die Rhetorik der Macht. Gott nahm jedenfalls keinerlei Rücksicht auf den Stolz des Individuums, wenn wir John Milton als Berichterstatter vertrauen.)

Die unterlegene Armee stürzt mit gebrochenen Flügeln in die Tiefe, und als die gefallenen Engel vom Schock erwachen, liegen sie auf der Oberfläche eines dunkel brennenden Sees inmitten des Chaos, das den Ursprung des Universums bedeutet. Ihre erste Handlung ist eine Konferenz, darin wenden sie sich Fragen der Organisation zu.

Ihre Arbeit ist politisch, im Grunde handeln sie als Exilregierung, schmieden Pläne, wie Gott doch noch zu stürzen wäre. Das Wichtige an ihrer Arbeit für uns ist dabei nicht der Inhalt ihrer Politik, sondern die bloße Tatsache ihrer Organisation: In der Unterwelt geht es um Neuordnung, um Umverteilung gerade im gesellschaftspolitischen Sinn. Selbst die Hölle wird lebenswert, wenn nur das Recht aufs Leiden in ihr verantwortlich organisiert ist, wie Satan bei Milton bemerkt: „Da jetzt Gott allein bestimmen kann, was Recht ist: je weiter von ihm weg, desto besser für uns. Hier sind wir wenigstens frei, der Allmächtige hat diesen Ort nicht als Ferienresort geschaffen und wird uns nicht vertreiben, hier können wir in Sicherheit regieren.“

Verfolgt man die Geschichte weiter, vom frühen Christentum über die Bolschewiki bis hin zum Dalai Lama, erkennt man die Brauchbarkeit dieser Organisationsform im Untergrund. Andererseits entstanden seit Beginn der Industrialisierung in den Städten Unterwelten, in denen keine Politik getrieben wurde. Den Verbrechern dort ging es um Kapital, nicht mehr um Ideologie. Und dennoch blieben die übergeordneten Themen die gleichen: Organisation und Macht, von Jonathan Wild bis Al Capone.

Wild zum Beispiel gilt als erster Großfürst des organisierten Verbrechens, war Anfang des 18. Jahrhunderts gleichzeitig oberster Polizist Londons, der Thief-taker General, und sein eigener bester Kunde – ein System, das leider zu viel Feindschaft provozierte, um stabil zu bleiben. Mit Capone bewegen wir uns dann schon im Heute: der







Verbrecher als Lobbyist, Teil einer moderneren Politik. In der Imagination wirkt sein Bild stärker nach: Wir erinnern Prohibition und das Recht auf Alkohol, und geht es nicht in jedem guten Film Noir in die wunderbar verruchte Flüsterkneipe ein paar Treppenstufen runter?

Heute begeht der vernünftige Schurke seine Verbrechen am Computer, die Tiefe unter unseren Füßen bleibt an sich bedeutungslos, und dennoch lagern sich dort Geschichtssedimente ab, Katakomben voller Skelette im Keller. Ich beispielsweise bin mehr als 20 Jahre nach dem letzten Weltkrieg geboren, aber da gab es noch diese Zeichen an den Altbauten, die den Stadtraum für mich definierten, ihn zum Teil allgemeiner Geschichtserfahrung machten: LSR stand da, gern mit einem Pfeil daneben, der den Weg nach unten zeigte: zum Luftschutzraum als erschreckend konkretem Ort, dort hatten die eigenen Eltern überlebt, von dort wurde die Rätselhaftigkeit des Am-Leben-Seins übersetzt.

Zuvor im Wald, nahe beim Dorf, in dem ich aufwuchs, gab es einen alten Betonbunker – mitten im Erdboden und immer von schlammigem Wasser geflutet, nur undeutlich sah ich den schwarzen Eingang gleich unter der Wasseroberfläche. Da saß ich dann und dachte: Bestimmt leben noch Nazis da unten. Und gruselte mich wohlighier. Hier hatten sie überleben können, hier waren sie abgeschirmt von der eigenen Geschichte, von ihrem Untergang.

In den Kellern hingegen, in genau den Kellern, in denen überlebt wurde, da findet

so wenig statt. Ein paar Gänge und Holzgattertüren, und es ist zu feucht, um wirklich ein Lager für ferne Zeiten anzulegen. Die Details stehen für sich allein: unbekannte Objekte, kleine Sackgassen im Bauch des Privatraums. Hier pumpt sich das Wasser durch brüchige Rohre, hier werden die Behelfslösungen wieder und wieder geflickt, bis niemand mehr weiß, welches Element mit

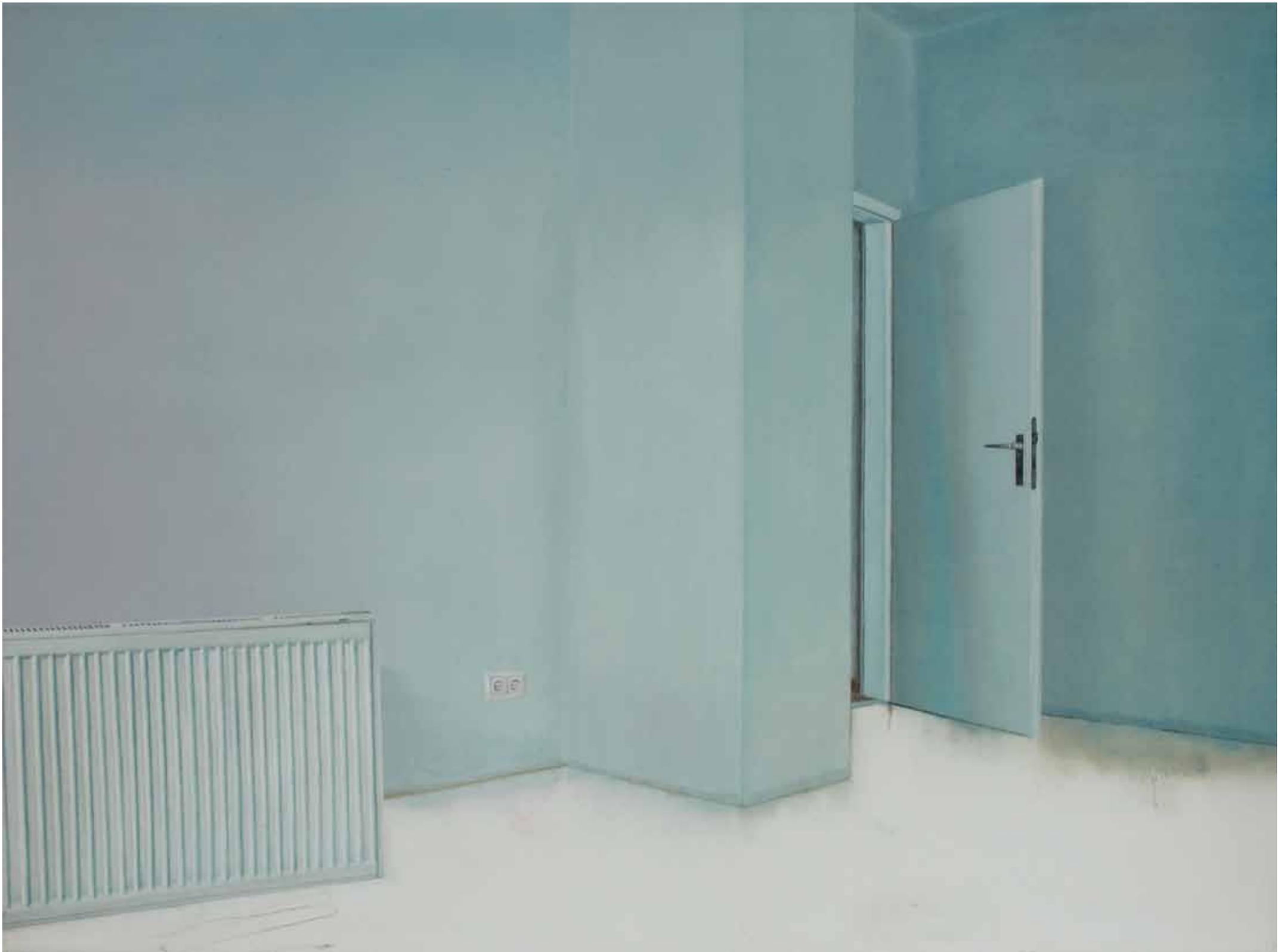


wem kommuniziert. Kleiner Grusel: Macht das Licht aus und Spinnweben ziehen sich quer durch die Gänge. Aber dann geht das Licht wieder an und: Was ist hier? Hier müsste etwas sein. Sicher ist etwas da, Projektionen ungelesener Geschichte, aber vorerst bleiben sie Fremdkörper, rätselhafte Gegenstände, die in keine Erzählung passen.

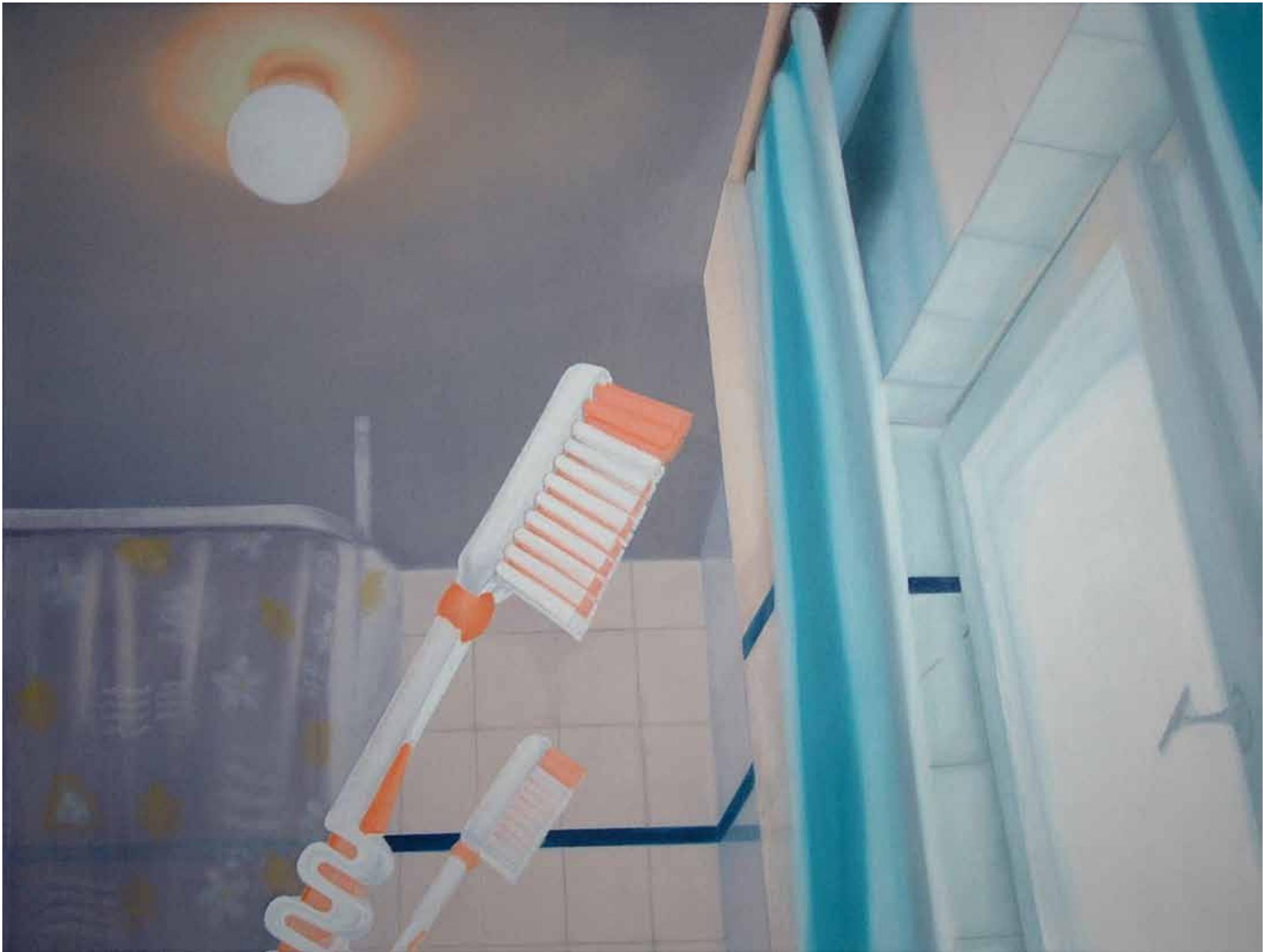












# Das Seelenleben der Dinge

Alles Leben der Dinge geht vom Geiste aus. Wie schon erwähnt, hat für Gustav Theodor Fechner die Seerose unbedingt eine Seele, weil sie so prall auf dem Wasser liegt, das Licht der Sonne förmlich aufsaugt und für ihren Seinsgrund nahezu vollkommen geschaffen wurde. Dieses Prinzip funktioniert



auch für unser Zuhause: Der Wasserhahn muss eine Seele haben, weil er tropft, der rätselhafte Gegenstand im Keller muss eine Seele haben, weil mir so ungemütlich wird, wenn ich ihn betrachte. Der Lauch hat so wieso eine Seele, weil ich ihn esse. Dann schalte ich das Licht an, und es ist da, um mir Licht zu geben. Nicht nur eine Seele, sondern ein Freund, der mir die Nacht zum Tag macht.

Seitdem die heroischen Zeitalter vorüber sind, geht es um die Details, um die Spezialisierungsmöglichkeiten im Leben. Auch hier gibt es eine lange Geschichte – Theoretiker gegen Taxonomen, Sozialisten gegen Darwinisten. Die Beobachtung

konzentriert sich auf die sprechende Einzelheit, mindestens seit Galilei, der im Verhältnis zu seiner Zeit ein hervorragender Buchhalter der eigenen Beobachtungen war, und dann allerdings gleich dachte, der ganze Himmel wäre ihm untertan, sobald er sich nur herabließe, die Augen aufzuschlagen.

Arthur Koestler schreibt über Galileis Augenaufschlag durchs Teleskop: „Es war in der Tat der Beginn einer neuen Ära. Das wichtigste Sinnesorgan des Homo Sapiens hatte plötzlich angefangen, seine natürliche Leistungsfähigkeit, was Reichweite und Stärke betraf, sprunghaft zu erhöhen. Ähnliche Sprünge und Sätze anderer Organe sollten die Spezies bald in ein Geschlecht von Giganten der Macht verwandeln. Es war eine ungeheure, einseitige Mutation – als würden Maulwürfe zur Größe von Walfischen anwachsen, ihre Maulwurfsinstinkte jedoch beibehalten. Die Schöpfer der wissenschaftlichen Revolution waren Menschen, die bei dieser Umwandlung der Rasse die Rolle der mutierenden Gene spielten.“

Dass Koestler einen evolutionären Wortschatz gebraucht, ist kein Zufall, hier geht es um eine Entwicklung, deren Ende noch gar nicht abzusehen ist. Vielleicht eine einseitige Mutation: Jeder noch so kleine Aspekt der frischen, vorher nicht dagewesenen Wahrnehmung wird zum Teil einer Bewegung des Fortschritts. Vielleicht ist es hier bedeutend, dass es jede kleine Regung des Gemüts inzwischen auch zur definierten Krankheit vergrößert gibt (wo man früher nur eine ausgeprägte Persönlichkeit gesehen hätte, einen extremen Charakter, mit dem





zu leben man lernen musste). Vermutlich ist ein Punkt in der Evolution erreicht, an dem die Gattung Mensch sich weiter zu spezialisieren beginnt und Dinge sieht, die ihr vorher aus gutem Grund verborgen blieben. Unser innerer Schein leuchtet stärker, die lobenswerte Illusion gewinnt an Gestalt.

So kommen wir zur Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht. Nur was macht den Tag aus? Jean-Jacques Rousseau sah die Verbindung des Menschen zur Natur ge-



radezu mechanistisch (und für ihn ging es keinesfalls um die Romantik, die er versehentlich mit seinen Ansichten begründete): Schon eine Topfpflanze konnte völlig ausreichen, um ihren menschlichen Mitbewohner mit dem tieferen Wesen der Natur zu verbinden. Eine Batterie für die Tagesansicht. Fechner geht es bei dem Begriff um einen Aufruf zum Optimismus, den er dadurch vertretbar findet, dass man für jede Seinsform einen Seinsgrund finden kann. Selbst relativ hoffnungslose Erscheinungen wie du und ich beginnen zu funktionieren, sobald sie keinen anderen, vielleicht übertrieben komplizierten Sinn mit ihrem Dasein zu begründen versuchen.

Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht. Wir haben noch nicht vom Traum gesprochen, der Tagesansicht in der Nachtansicht. Auch im Traum geht es um Details,

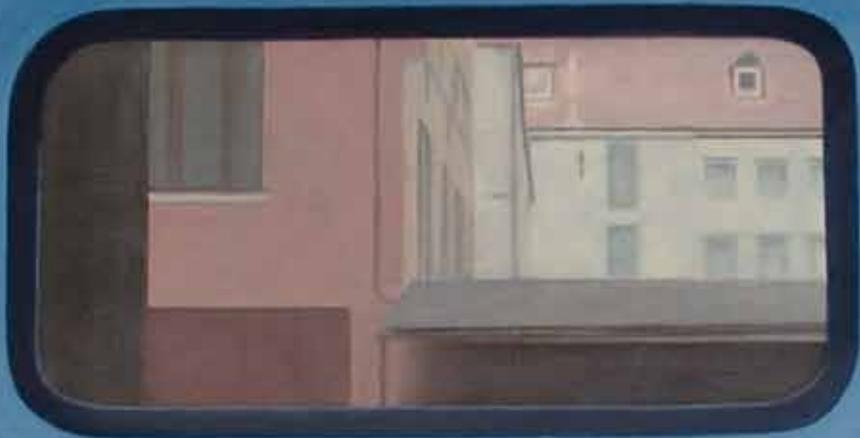
das komplette Bild existiert nicht, der Fokus liegt auf dem besonderen Teil der Wahrnehmung. Prentice Mulford sieht das als (vielleicht evolutionäre) Gelegenheit: „Wir leben im Schlaf vermöge jener feineren spirituellen Sinne, die wir alle im Embryo besitzen, und von denen Gesicht, Geruch, Gefühl, Geschmack, Gehör des physischen Körpers nur rohe Abbilder sind. Unsere Träume sind die dumpfen Spuren eines wirklichen Lebens – eines Lebens, das sich in andern Sinnen abspielt und nur bruchstückweise am Tagesbewusstsein haften bleibt. So leben wir denn zwei getrennte Existenzen, die einander wechselseitig auslöschen. Wir sind im Lauf von vierundzwanzig Stunden zwei getrennte Wesen, die fast nichts von einander wissen. Wir leben täglich in zwei räumlich nahen Welten, getrennt durch einen Abgrund von Bewusstlosigkeit. Columbus entdeckte eine neue Welt. Aber in jedem von uns ist eine halbe Welt – ein halbes Leben, das noch der Entdeckung harret, um dann kultiviert und im wahren Sinne des Wortes ans Licht gebracht zu werden.“

Ein halbes Leben, das noch der Entdeckung harret. Wie es scheint, ist dieses halbe Leben eben nicht das, was wir im Traum an Unverdaulichkeiten aus dem Alltag aufarbeiten. Vielmehr geht es genau um die Wirklichkeit, die durch den Alltag schimmert, um das Seelenleben der Dinge, um Zahnbürsten, Lauchköpfe und Duschvorhänge. Rousseaus Erkenntnisse über die natürliche Wohltat, die Pflanzen für den Menschen bedeuten können, finden sich in den meisten Wohnungen auf Fensterbrettern in Blumentöpfen wieder, aber die wichtigere Erkenntnis besagt, dass jeder Gegenstand, der Teil unseres Lebensraums wird, tatsächlich selbst Natur ist.









## Verzeichnis der abgebildeten Werke

Cover:  
Solo, 2006, Öl auf Leinwand, 90x120 cm

Seite 3:  
Weg, 2006, Öl auf Leinwand, 60x80 cm

Seiten 4/5:  
Einfahrt, 2004, Öl auf Leinwand, 70x120 cm

Seite 7:  
Dampf, 2007, Öl auf Leinwand, 120x90 cm

Seiten 8/9:  
18 Uhr, 2008, Öl auf Leinwand, 90x120 cm

Seite 11:  
Spiegelungen, 2002, Öl auf Leinwand,  
90x120 cm  
(Sammlung LBBW)

Seiten 12/13:  
Schaufenster, 2001, Öl auf Leinwand, 90x120 cm

Seite 14:  
Schlossplatz, 2005, Öl auf Leinwand, 90x120 cm  
(Sammlung LBBW)

Seiten 16/17:  
Schirm, 2006, Öl auf Leinwand, 70x90 cm

Seiten 18/19:  
Strahl, 2008, Öl auf Leinwand, 90x110 cm

Seiten 20/21:  
Dämmerung, 2006, Öl auf Leinwand, 90x120 cm

Seiten 22/23:  
Braut, 2002, Öl auf Leinwand, 90x120 cm  
(Sammlung LBBW)

Seite 25:  
Monitore, 2004, Öl auf Leinwand, 120x90 cm  
(Sammlung LBBW)

Seiten 26/27:  
Ohne Ansage, 2003, Öl auf Leinwand,  
50x120 cm

Seite 29:  
Unterwelt, 2006, Öl auf Leinwand, 120x80 cm

Seiten 30/31:  
Verhältnis, 2007, Öl auf Leinwand, 90x120 cm

Seite 32:  
Unbekanntes Objekt, 2006, Öl auf Leinwand,  
130x120 cm

Seite 34:  
Trio, 2005, Öl auf Leinwand, 90x120 cm  
(Sammlung LBBW)

Seite 35:  
Putz, 2001, Öl auf Leinwand, 100x80 cm

Seiten 36/37:  
Wand, 2005, Öl auf Baumwolle, 90x120 cm

Seiten 38/39:  
Großes Fenster, 2005, Öl auf Leinwand,  
100x145 cm



Seiten 40/41:  
Kalt, 2004, Öl auf Leinwand, 90x120 cm

Seiten 42/43:  
Deckenleuchte, 2002, Öl auf Leinwand,  
90x120 cm

Seiten 44/45:  
Bad, 2003, Öl auf Leinwand, 90x120 cm  
(Sammlung LBBW)

Seite 47:  
Kühlschrank, 2000, Öl auf Leinwand,  
100x120 cm

Seiten 48/49: Pflanze, 2001, Öl auf Leinwand,  
90x120 cm

Seite 51:  
Lampe, 2001, Öl auf Leinwand, 90x120 cm

Seiten 52/53:  
Allium Porrum, 2000, Öl auf Leinwand,  
100x120 cm

Seiten 54/55:  
Zebrahund, 2004, Öl auf Leinwand, 30x40 cm

Seiten 56/57:  
Einblick, 2005, Öl auf Leinwand, 90x120 cm

Seite 59:  
Rückspiegel, 2006, Öl auf Leinwand, 90x120 cm

Seiten 60/61:  
Burning the Iceberg, 2000, Öl auf Leinwand,  
100x120 cm



Andrea Eitel:  
Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht

Text und Konzeption: Lutz Eitel, Leipzig  
Gestaltung und Bildbearbeitung: Visiotypen,  
Philipp Hubert & Sebastian Fischer, Stuttgart  
Druck: Engelhardt und Bauer, Karlsruhe  
Herausgeber: VBKW Verband Bildender Künstler und  
Künstlerinnen Württemberg, Augustenstraße 93,  
70197 Stuttgart

©2009 Andrea Eitel  
Kontakt: [anmut.eitel@t-online.de](mailto:anmut.eitel@t-online.de)  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-929419-84-9

Mit freundlicher Unterstützung von:  
Stiftung Landesbank Baden-Württemberg  
Karin Abt-Straubinger Stiftung



